

„Das Sterben ist etwas anderes als der Tod“

Die Medien halten ihn für menschenverachtend, Privatleute drohen ihm mit Mord: Kein Kunstprojekt hat bisher so heftige Reaktionen ausgelöst wie **Gregor Schneiders** „Raum für einen Sterbenden“. Jetzt spricht der Künstler erstmals ausführlich über sein Anliegen. Wieso, fragt er, kann man den Tod nicht feiern wie die Geburt eines Kindes?

INTERVIEW **SILKE HOHMANN** PORTRÄT **ALBRECHT FUCHS**

In der Bahnhofsgaststätte Töff-Töff in Mönchengladbach-Rheydt gehen gerade die ersten gezapften Pils über den Tresen, als der Künstler Gregor Schneider Kaffee und Wasser an der Bar bestellt. Pavarotti war auch schon hier, aber bereits in seinen schlechteren Tagen, wie auf einem gerahmten Foto zu sehen ist.

Auf dem Weg nach Rheydt fährt man im Wupper-Express vorbei an zerzausten Eseln, an Schrebergärten, in denen Frauen wie zu einem Ritual im Kreis sitzen und Kartoffeln schälen, vorbei an Häusern mit Satteldach, die unter jedem einzelnen ein beängstigendes Labyrinth aus Fluren, Treppen, Kammern und verdrängten Geschichten verbergen könnten. Ein paar Kilometer weiter werden wegen des Braunkohleabbaus ganze Ortschaften ausradiert. Bevor man sie begräbt, besorgt Gregor Schneider sich stets einen Materialschein für die verlassenen Häuser und sucht nach brauchbaren Baustoffen für seine Arbeit.



Die Vorlage für das Sterbezimmer: Raum im Museum Haus Lange, Krefeld (hier mit der Installation „Toter Mann“, 2000)



Ob man Schneider, einen der wichtigsten deutschen Gegenwartskünstler, geboren 1969 in Rheydt, in der Gaststätte erkennt? Seine Werkstatt und Lagerhalle ist wenige Minuten vom Bahnhof entfernt, und nur eine Ecke weiter befindet sich in einer Wohngegend die Adresse seines Meisterwerks. „Totes Haus ur“. Sein Elternhaus, an dem er seit 1985 Einbauten vornimmt, mit einer Energie und Präzision, für die der Begriff „obsessiv“ nicht ausreichend erscheint. 2001 gewann er für die monumentale Arbeit, die er in den deutschen Pavillon transferiert hatte, den Goldenen Löwen der Biennale von Venedig. „Haus ur“ beschäftigt ihn immer noch, sagt Gregor Schneider. In seiner Werkhalle stapeln sich die von ihm gebauten Räume auf Paletten und warten auf Abtransport in internationale Ausstellungen. Vier große Einzelschauen waren es allein in diesem Frühjahr. Zwischen seinen beiden Wirkungsstätten in Rheydt liegt das Geburtshaus von Joseph Goebbels. Es ist in frischem Pistaziengrün gestrichen und findet kaum Beachtung hier. In den vergangenen Wochen hatte es Vergleiche gegeben zwischen Schneider und Adolf Hitlers Propagandaminister. Doch das waren noch die harmloseren Reaktionen auf den Künstler.

Im Töff-Töff nimmt keiner Notiz von ihm. Dabei war er in letzter Zeit Gegenstand einer bislang beispiellosen Kunstdebatte in allen Zeitungen – in den Feuilletons wie in Boulevardblättern. Journalisten belagerten sein Wohnhaus, er bekam E-Mails und Anrufe mit Morddrohungen. Denn auch sein künstlerischer Vorschlag, an dem alle Anstoß nahmen, war bisher ohne Beispiel: Schneider hatte einem britischen Journalisten erzählt, dass er seit langem plane, einen Raum für einen Sterbenden zu bauen, und nun jemand suche, der darin zu sterben bereit sei. Unethischer Umgang mit dem Tod, billigste Provokation wurde ihm in den differenzierteren Beiträgen vorgeworfen. Die Regenbogenpresse beschwor ein monströses Laboratorium herauf und vermutete erste Leichen in seinem Umfeld.

Stand der Dinge ist in Wahrheit: Gregor Schneider hat seit langem den Museumsraum Haus Lange in Krefeld, 1928 von Mies van der Rohe erbaut, als idealen Raum für ein humanes Sterben ausgedeutet und, wie immer bei seinen Projekten, nachgebaut. Er ist mobil und einsatzbereit, sobald sich ein Interessent findet. Was sehr wahrscheinlich ist, denn neben einer Flut von Hass-E-Mails erhält Schneider auch großen Zuspruch.



Nachbau des Sterberaums, fotografiert 2007
in der Werkhalle Gregor Schneiders

Gregor Schneider kann druckreif über seine Arbeit sprechen, gerät jedoch immer wieder in Erklärungsnot. Zum Beispiel bei seinem schwarzen Kubus, der, angelehnt an die Kaaba von Mekka, auf öffentlichen Plätzen stehen sollte. Die Behörden ließen das aus Angst vor Terroranschlägen nicht zu, doch voriges Jahr wurde der Würfel ohne Zwischenfälle Teil einer Ausstellung über das „Schwarze Quadrat“ in Hamburg. Erst wurde Schneider als leichtsinniger Unruhestifter geißelt, dann warf man der Arbeit Belanglosigkeit vor. Fest steht, dass er das Talent besitzt, mit seinen Projekten immer das Unausprechliche zu thematisieren. Alles Sensationalistische daran weist er von sich – sofern man ihn nach seinem Standpunkt fragt. Erstaunlicherweise hat dies in der Diskussion über den Sterberaum kaum einer getan. In unserem Gespräch, das aus seinem inzwischen erheblichen Misstrauen den Medien gegenüber fast nicht zustande gekommen wäre, sagt Schneider immer wieder: „Ich bin ein Künstler, der Räume baut.“ Reicht das aus, um einen Menschen in den Tod zu begleiten?

Herr Schneider, hat Sie die heftige Reaktion der Presse auf Ihr Vorhaben, einen Sterbenden auszustellen, wirklich verwundert?

Ja, diese ganze Diskussion wird dem Thema und der Würde aller beteiligten Personen nicht gerecht. Der Tod wird in diesen gesamten Debatte zum Dämon, und auch ich werde darin zum Dämon gemacht. Es scheint keine Trennung zwischen dem Künstler und dem Werk zu geben.

Sie können sich immer klar äußern über Ihre Arbeit. Trotzdem geraten Sie immer wieder in die Defensive. Wie kommt das?

Also, mich verantwortlich zu machen für diese Wucht an Berichterstattung aufgrund von zwei Sätzen, die am 19. März ausgesprochen, am 17. April in The Art Newspaper veröffentlicht wurden und zu denen ich stehe, ist irrational. Nach der Eröffnung meiner Ausstellung im Pariser Maison Rouge hatte ich ein Gespräch mit Gareth Harris, den das Thema Sterberaum sehr interessierte. Dass er die von mir autorisierten Sätze „I want to display a person dying naturally in the piece or somebody who has just died“ und „My aim is to show the beauty of death“ auf die Titelseite bringen würde, wusste ich nicht.

Wurden Sie denn missverstanden?

Nein. Erst in der deutschen Presse wurde daraus der Satz: „Gregor Schneider will

Menschen sterben lassen“, was ja förmlich unterstellt, ich würde jemanden dazu zwingen oder ich würde einem Todkranken Hilfeleistung versagen. Das evokiert natürlich wahnsinnige Bilder, nicht nur in den Köpfen der Leser, sondern auch der Journalisten.

Es gab aber auch sehr differenzierte Beiträge von Autoren, die sich nicht zum ersten Mal mit dem Tod in der Kunst beschäftigten. Der Tenor war, dass Ihr Vorhaben nicht akzeptabel ist.

Ich stelle dennoch fest, dass sich große Teile der Berichterstattung komplett vergaloppiert haben – um es mal harmlos zu formulieren. Da wurden Sprachbilder benutzt, die ich bisher noch in keinem Feuilleton gelesen habe. Ich habe gelesen, dass ich als Künstler dahinsieche, dass ich verwese. Die Rheinische Post spricht von „teuflischen Ideen“. Auf deren Titelseite war noch nie ein Kunstwerk so groß abgebildet. Während wir Hungeraufstände in Afrika haben, während Menschen auf schlimmste Art und Weise verrecken, beschäftigen die sich tagelang mit einer Idee von mir: Jemand will hier vor Ort einen toten Menschen zeigen oder jemanden, der stirbt. Erst der Fall in Amstetten hat das wieder aus den Schlagzeilen geholt. Unfassbar!

Sie hatten erwogen unterzutauchen.

Es gibt die absurdesten Todesdrohungen gegen mich, per E-Mail und Telefon oder solche, die in den Onlineforen von Zeitungen stehen gelassen wurden. Ich soll notgeschlachtet werden, ich werde als entarteter Künstler beschrieben. Es kamen Nachrichten wie „Du Hurensohn, bring dich am besten selber um“ oder „Dich sollte man Jesus gleich behandeln“ oder „Ich würde Schneider sicherlich helfen, tot zu gehen, kill yourself and film it“ oder „Kill your mother and show her while she is dying“. Ich musste den Computer so einstellen lassen, dass man diese IP-Adressen zurückverfolgen kann.

Das ist sicher eine ernste Belastung, aber setzen Sie jetzt nicht eine vermeintlich anonyme Öffentlichkeit mit Journalismus gleich?

Die Zeitungen haben die Pflicht, ihre Onlineforen zu pflegen. Aber auch die Journalisten selbst haben bei mir in der Mülltonne nach Leichenteilen gesucht und meine Nachbarn interviewt: „Gregor Schneider will Menschen sterben lassen, und das öffentlich. Wie finden Sie das?“ Da wurde meine Nachbarschaft in Angst und Schrecken versetzt. Diese zu Gewalt aufwiegel-



„Wenn dieser Sterberaum, also ein Raum für einen Toten oder Sterbenden, keine Kunst ist, dann wäre auch die Küche oder die Abstellkammer oder jeder andere Raum, den ich vorher gebaut habe, keine Kunst.“

Das Elternhaus Gregor Schneiders in Rheydt: „Haus u r“, 1985–2007 (oben und links); rechts: Der Nachbau zur 49. Biennale von Venedig, 2001



den Veröffentlichungen grenzen für mich an Volksverhetzung. Ich halte diese Art und Weise, die Sprache der selbsternannten Hüter der Würde der Sterbenden und der Toten für verlogen. Natürlich, wenn Sie jemand fragt: „Gregor Schneider will Menschen sterben lassen, in aller Öffentlichkeit“, da erwarte ich nicht, dass jemand ruft: „Super, das ist aber eine wunderbare Idee!“ Nein, man hätte mich anrufen können, man hätte fragen können. Aber die paar Gespräche, die ich anschließend geführt habe, konnten die Lawine auch nicht mehr aufhalten.

Können Sie sich vorstellen, was die Menschen so empört hat?

Das Perfide ist: Es war keineswegs nur Empörung. Ich wurde auch um zwölf Uhr nachts aus dem Bett geklingelt. Von Reportern, die keine Zeit hatten, sich am nächsten Morgen mit mir zu treffen, sondern hechelten, sie wollten sofort eine Geschichte machen. Bei mir vor der Haustür standen Fernseherteams von RTL. Sie hatten den Wunsch, eine Liveberichterstattung von der Aktion zu organisieren.

Hätten Sie es natürlicher gefunden, wenn keiner sonderlich auf Ihre Pläne reagiert hätte?

Es hätte von einem gesünderen Umgang mit dem Sterben, mit dem Tod gezeugt. Das Vorhaben ist schon längst in verschiedenen anderen Publikationen und im Kunstforum veröffentlicht worden. Einen toten Menschen in einem Ausstellungsraum zu zeigen beschäftigt mich ja schon lange.

Der Hauptkritikpunkt ist die Befürchtung, dem Sterbenden widerführe nicht ausreichend Würde. Gleichzeitig betonen Sie, genau auf die Würde beim Sterben käme es Ihnen an.

Mir zu unterstellen, dass ich nicht würdevoll mit Toten beziehungsweise einem Sterbenden umginge, ist unhaltbar. Natürlich braucht dieser Vorgang das Einverständnis nicht nur von der betroffenen Person, sondern auch von den Verwandten und der entsprechenden Begleitung. Das habe ich immer betont. So etwas zu realisieren ist ja hochkompliziert. Das ist der Grund, weshalb es noch nicht so weit ist.

Vielleicht müsste man über den Begriff Würde mal ausführlicher sprechen?

Ich bin ein Künstler, der Räume baut. Schlafzimmer, eine Küche, eine Abstellkammer – intakte, funktionsfähige Räume. Vorhandene Räume werden wiederholt.

Warum soll ein Künstler nicht auch einen Raum für einen Toten beziehungsweise einen Sterbenden bauen? Wir wissen nicht, wann wir sterben. Wir können den Zeitpunkt nicht bestimmen. Dadurch, dass der Raum transportabel und mobil ist, hat man Spielraum. Jeder Mensch sollte selbst bestimmen können, in welchem Raum er stirbt und welcher Rituale er dafür bedarf. Wenn eine Person auch öffentlich sterben möchte, dann spricht für mich nichts dagegen. Der Raum schafft für mich die Würde und den Schutz.

Reden wir also über das Werk: Worauf kommt es Ihnen beim Sterberaum an, und warum muss es in einem Museum sein?

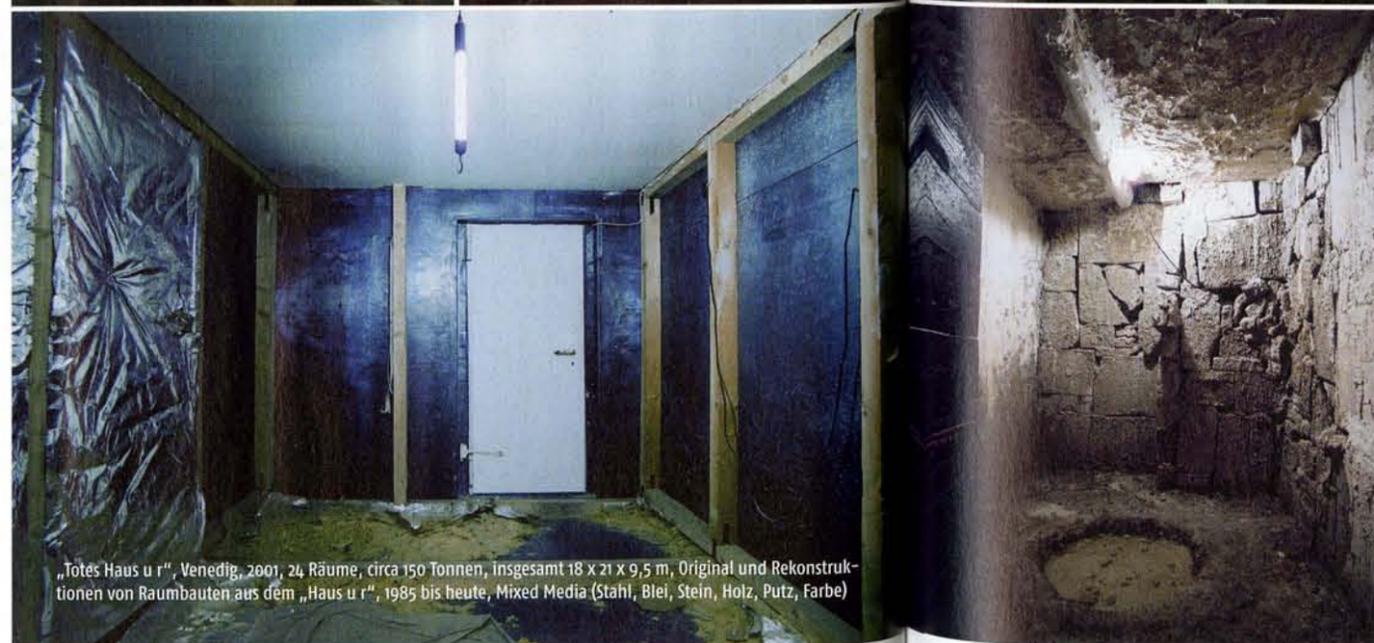
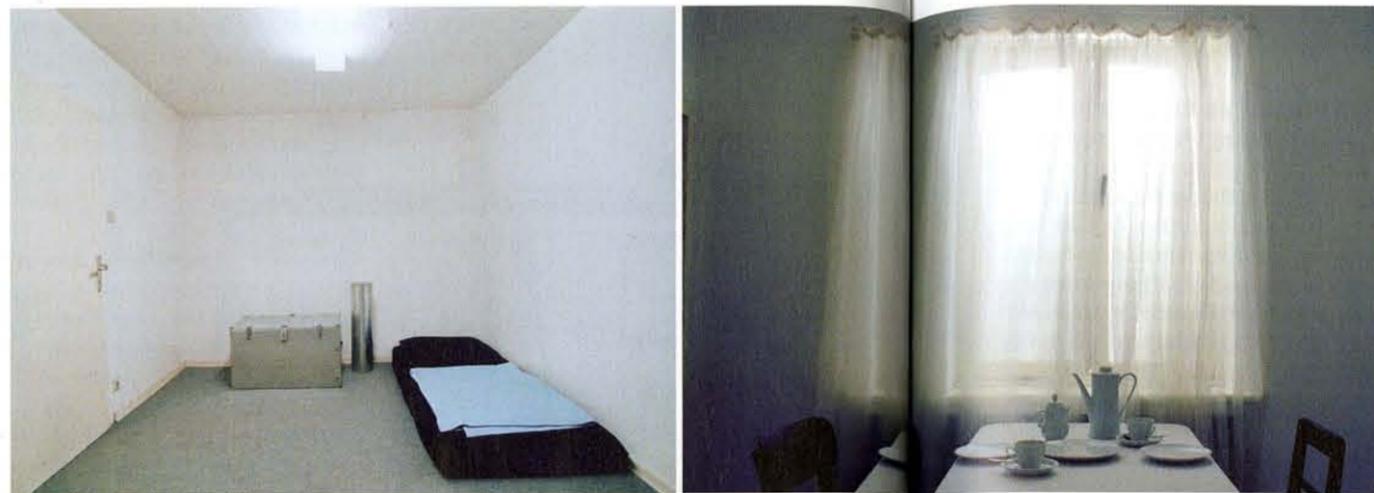
Dazu muss man wissen, wie ich in Museen arbeite. Museen werden heute nach wie vor gebaut wie Edelboutiquen für Malerei und Plexiglasfotografie. Aber ich baue

„Als Bildhauer bin ich meinen Räumen genauso ausgeliefert wie jeder Besucher. Je mehr ich an diesem ‚Haus u r‘ baue, desto unbekannter wird es auch für mich.“

Räume, das können private Räume sein. Und die holen dann auch das reale Leben in das Museum. Es gibt Räume mit begrenztem Zugang. Es gibt Ausstellungen von mir, die nur von einer einzelnen Person für einen Zeitraum von zwanzig Minuten begehbar waren – nach vorheriger persönlicher Verabredung. Und es gibt Räume, die nur für eine Person gebaut wurden. Ich habe also eine Vorstellung von einem anderen Museum, und die ist gerade nicht die eines Eventschuppens. Das muss man sich in dieser Diskussion vor Augen führen. Für mich ist ein Museum ein hochsensibilisierter und reflektierter Raum. Und der Museumsraum Haus Lange in Krefeld ist sicherlich einer der sensibilisiertesten.

Was macht das Haus Lange zu einem guten Ort zum Sterben?

Für mich ist es einer der empfindsamsten und künstlerisch anspruchsvollsten Räume, die wir in der Gegenwartskunst als Museumsbau haben. Die geschichtlichen



„Totes Haus u r“, Venedig, 2001, 24 Räume, circa 150 Tonnen, insgesamt 18 x 21 x 9,5 m, Original und Rekonstruktionen von Raumbauten aus dem „Haus u r“, 1985 bis heute, Mixed Media (Stahl, Blei, Stein, Holz, Putz, Farbe)

Räume, in denen zeitgenössische Kunst überhaupt stattgefunden hat und bis heute existiert, sind ja ganz rar. Im Museum Haus Lange haben sicherlich einige der bedeutendsten Ausstellungen für zeitgenössische Kunst stattgefunden. Dort gibt es einen Yves-Klein-Raum, für den man sich einen Schlüssel abholen muss, einen mit Pigmenten angereicherten, weiß ausgemalten Raum. Für mich ist dieses Museum der wichtigste museale Ort mit der reichsten Geschichte für Gegenwartskunst in Deutschland, in dem eigentlich durchweg die existentiellen Fragen nach dem, was Kunst sein könnte, gestellt wurden. Ich kann nur für mich sprechen – aber dadurch, dass mein Alltag so eng mit den Räumen verknüpft ist, kann ich mir natürlich den Tod darin sehr gut vorstellen.

Sie glauben an die Aura von Räumen, es geht Ihnen immer um das psychologische Potential.

Wenn ich baue, beschäftige ich mich mit dem nicht mehr sinnlich Wahrnehmbaren, mit dem, was ich nicht mehr erkennen kann. Das zieht sich durch alle Räume. Da gab es 1989 diesen total isolierten, toten Raum, also diesen komplett mit Schallschichtstoffen isolierten Raum, den eigentlich niemand betreten würde. Aber er hat eine unglaubliche Anziehungskraft ausgeübt. Man hat in dieses schwarze Loch geschaut und hatte sofort Druck auf den Ohren, weil dieses minimale Hintergrundgeräusch fehlte. Würde man in diesen Raum hineingehen, wäre man weg, man würde sich nicht mehr mitteilen können. Das nicht mehr Mitteilbare interessiert mich also schon immer. Auch die körperlichen Grenzen, etwa bei meinem 500 Meter langen, dunklen Tunnel in Neapel von 2006: Zuerst hat man es nicht wirklich ernst genommen, aber wenn man dann so einige Hundert Meter gegangen ist und gemerkt hat, es kommt kein Ende, kam man schon an physische Grenzen. Oft kommt bei meinen Räumen noch Bewegung hinzu, zum Beispiel können Decken unmerklich rauf- und runterfahren. Dem bin ich als Bildhauer genauso ausgeliefert wie jeder Besucher. Und das macht dieses „Haus u r“ bis heute auch so wertvoll für mich. Je mehr ich mich damit beschäftige, je mehr ich da baue, desto unbekannter wird es auch für mich.

Ist der Sterberaum also nichts weiter als eine logische Fortsetzung Ihres monumentalen „Hauses u r“? Es ist eine Weiterentwicklung meiner Arbeit als Künstler. Ich glaube ja, dass Tafel-

bilder, dass Ausschnitte ihre Bedeutung haben. Als ein hochspezialisiertes Kommunikationsinstrument, als eine Möglichkeit zu reflektieren. Aber das Tafelbild hängt immer im Raum. Und den Raum zu reflektieren ist für jemand wie mich, der in der Tradition immer weg vom Bild und der Skulptur arbeitet, natürlich die größere Herausforderung.

Würde das Sterben dann auch zur Kunst, wenn es darin stattfindet?

Ich baue Räume, dreidimensional und konkret, und ...

... alles andere ist alles andere?

Das Sterben und der Tod gehören wie die Frau, die in der Küche steht und Geschirr spült, zu unserem Leben.

Die beiden gleich aussehenden Frauen für Ihre Arbeit in London, die in zwei identischen Küchen standen und Geschirr spülten: Sie waren von Ihnen beauftragt worden, jemand darzustellen, der ebendies tut.

In London war es neu, dass man unmittelbar nacheinander in annähernd gleich aussehende Häuser gehen konnte. Nachdem man das erste Haus verlassen hatte, wusste man, was geschehen war, man wusste, was geschieht und was geschehen wird. Man hatte das Gefühl, man würde neben sich stehen, sich beobachtend durchlaufen, und der Augenblick, das individuelle Erleben wiederholte sich. Das haben die Menschen als etwas Schreckliches empfunden, als das Abtöten von Leben. Weil es das ist, was das menschliche Leben ausmacht: das individuelle, persönliche Erleben. Ich war nachher allein gelassen in dem Haus, alle sind weggegangen, weil sie da nicht mehr weiterarbeiten wollten. Es ist das Komplizierteste überhaupt, mit Menschen zusammenzuarbeiten.

Das dürfte für das Projekt Sterberaum in ganz neuer Dimension auf Sie zukommen. Wie gehen Sie da vor?

Ich habe diesen Raum gebaut, das ist ein Angebot. Ich habe daraufhin überwältigend viele, auch unglaubliche E-Mails bekommen. Wie diese hier: „Ich möchte sterben in deinem Raum, sage mir nur, was ich unterschreiben muss und wohin ich kommen muss.“ Ich weiß jetzt noch nicht, ob das ernstgemeint ist.

Wenn Sie jemand finden, würde mich das nicht überraschen. Aber welche Kriterien legen Sie bei der Suche nach der Person an?

Also, ich habe mit diesen Personen nicht gesprochen, müsste erst einmal Kontakt aufnehmen. Aber wenn es einen Bedarf gäbe, würde ich den Raum für den Menschen zur Verfügung stellen. Und so, wie ich viele der E-Mails verstehe, scheint es ja auch einen ernsthaften Bedarf zu geben.

Ihnen war wichtig, dass es jemand ist, der eines natürlichen Todes stirbt. Haben Sie vor dem Hintergrund Ihres Anliegens, des humanen Sterbens, auch jemand erwogen, der sich das Leben nehmen will? Es wäre mit Sicherheit einfacher, weil kalkulierbarer.

Nein. Das ist auch ein Thema, das ein absolutes Tabu ist, etwas, das man nicht in der Öffentlichkeit diskutieren kann. Man lässt Menschen lieber verrecken. Bei einem Tier wäre es Tierquälerei, aber beim Menschen ist es Teil des normalen, des natürlichen Sterbens. Aber – wie auch immer unterstützt – Selbstmord ist sicherlich ein blinder Fleck in unserem Leben.

Sie haben aber auch darüber nachgedacht?

Ja. Ich könnte es auch nicht verhindern. Ich bin für die Freiheit, das Ende des Lebens selbst zu bestimmen. Die Realität des Sterbens in Kliniken, in OP-Sälen, Krankenhäusern ist grausam, das ist der Skandal. Dort sterben Menschen öffentlich, umgeben von Fremden, ohne das vorher festgelegt zu haben. Wir haben selten die Wahl, über den Raum zu entscheiden, über das Ritual zu bestimmen. Wenn man einem Sterbenden ermöglichen kann, es nach seinem Wunsch zu gestalten, dann ist das doch ein Glück.

Endet Ihre Verantwortung also bei der Bereitstellung der Räumlichkeit?

Ich schließe nicht aus, dass Dinge in den Räumen passieren, die nicht mit meinen Vorstellungen übereinstimmen. Das passiert ja auch. Es findet doch immer wieder etwas in meinen Räumen statt, das ich nicht kontrollieren kann. Die Art und Weise, wie ein Mensch stirbt oder sterben möchte, das sind philosophische, moralische, sehr persönliche Fragen, die jeder für sich selbst beantworten muss. Und das kann ich niemandem nehmen.

Wenn Ihr Beitrag nur der Raum ist und alles andere die Sache der anderen, was unterscheidet Sie dann von einem Dienstleister?

Wenn Sie Künstler als Dienstleister sehen, dann ist es wohl so. Allerdings: Falls dieser Sterberaum, also ein Raum für einen Toten beziehungsweise einen Sterbenden,

keine Kunst ist, dann wäre auch die Küche oder die Abstellkammer oder jeder andere Raum, den ich vorher gebaut habe, keine Kunst.

Wenn Sie sich allein auf die Position dessen berufen, der den Raum zur Verfügung stellt, übernehmen Sie damit einen sozialen Dienst wie der Staat oder die Gemeinden.

Das sehe ich anders. Dabei bin ich mit diesen gesellschaftlichen Ritualen durchaus vertraut. Mein erster Job war in einem Beerdigungsinstitut hier, in Rheydt. Und ich war früher Messdiener, fünf Jahre lang. Man hat mir als Kind zugemutet, Beerdigungen zu machen. Ich meine, da wurden die Menschen begraben, in kleinen Kisten,

zugenagelt und dann begraben. Mitsamt der ganzen leidvollen Dramaturgie.

Hat sich damals schon ein Unbehagen über den gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod bei Ihnen eingestellt?

Zunächst war das Arbeiten auf dem Friedhof für mich ein gutbezahlter Job, ich bekam ihn über die Jobvermittlung, Zufall. Man hatte immer drei Beerdigungen hintereinander, damals gab es zwanzig Mark pro Beerdigung, das waren sechzig Mark innerhalb relativ kurzer Zeit. Und zwischen durch konnte ich Bücher lesen im ruhigen Friedhofspark. Was mich schon überrascht hat, war: Wenn mal jemand von meinen Bekannten aus der Schule eine Beerdigung



„u r 8, total isolierter toter Raum“, Giesenkirchen, 1989–91

„Es gab 1989 diesen total isolierten Totenraum, einen komplett mit Schalldämmstoffen isolierten Raum, den eigentlich niemand betreten würde. Aber er hat eine unglaubliche Anziehungskraft ausgeübt. Man hat in dieses schwarze Loch geschaut und hatte sofort Druck auf den Ohren, weil dieses minimale Hintergrundgeräusch fehlte. Würde man in diesen Raum hineingehen, wäre man weg, man würde sich nicht mehr mitteilen können. Das nicht mehr Mitteilbare interessiert mich also schon immer.“

miterleben musste, hat mich oft keiner wiedererkannt. Die Mitarbeiter waren schon eine sehr skurrile Truppe. Dass dieser letzte persönliche Weg des Menschen bis zum Loch Menschen anvertraut wurde, die den tiefsten sozialen Stand haben, hat mich erstaunt.

Abgesehen von Ihnen natürlich – was für Menschen waren das?

Immer unterschiedliche Personen. Ein Alkoholiker, einer, der humpelte, danach kam ein geistig Verwirrter. Andere wollten das nicht machen. Man hat schon deutlich gespürt, dass man da offenbar eine niedere Tätigkeit ausübt, obwohl sie es ja eigentlich nicht ist.

ich musste mich bei den Proportionen an ganz klare Regeln halten. In der Sterbeindustrie ist stark reglementiert, was man im Einzelnen überhaupt gestalten darf.

Sie haben das Anliegen, der Gesellschaft die Angst vor dem Tod zu nehmen. Stellt sich der betreffende Freiwillige also in den Dienst einer höheren Sache, ähnlich wie ein Organspender?

Das wäre natürlich auch ein legitimer Grund, so etwas zu machen.

Der didaktische Effekt ist aber nicht das, was Sie vorrangig interessiert?

Ich denke, man muss jetzt jedem seine unterschiedlichen Beweggründe lassen.



Haben Sie andere persönliche Erfahrungen gemacht, die das Thema Tod und Sterben für Sie so drängend machen?

Vor ein paar Jahren habe ich wieder ein Problem gehabt, da bin ich wieder auf die Sache gestoßen. Ich wollte einen Grabstein für meinen Vater machen, der hatte früher ein Bleiwerk, das mittlerweile meine Brüder weiterführen. Ich wollte für ihn diesen Grabstein aus Blei machen. Und die ganzen Vorgaben fand ich dann doch sehr, sehr einengend und begrenzend. Ich konnte ihn nicht komplett aus Blei machen. Ich habe nur so einzelne Metalle da reingesetzt, und

Dass Sie auch erwägen, einen gerade Verstorbenen in dem Raum zu präsentieren, scheint mir etwas komplett anderes zu sein. Es kommt mir wesentlich voyeuristischer vor.

Das ist neu, dass Sie jetzt sagen, das Sterben ist okay, der Tod ist nicht okay. Bisher war immer zu lesen, der Tod ist okay, das Sterben ist nicht okay. Das sind, glaube ich, sehr persönliche Dinge, die zu solchen Einschätzungen führen. Natürlich ist das Sterben etwas anderes als der Tod. Ich habe noch mit keinem Menschen gesprochen, der tot war. Ein Sterbender kann uns Dinge noch mitteilen. Sterben ist das Verbum, ist der Zustand, in dem



Allein und nach Voranmeldung geht der Besucher nacheinander durch zwei identisch eingerichtete Nachbarhäuser. Selbst die Frauen, die mechanisch in der Küche arbeiten, sind ununterscheidbar – der Künstler hat Zwillinge für die Rolle eingesetzt: „Die Familie Schneider“, Walden Street Nr. 16 und Nr. 14, London, 2004.

sich der Mensch auflöst und aufhört, Mensch zu sein. Ich habe das Sterben meines Vaters nicht als schrecklich empfunden. Er hat es geschafft, sich nicht ans Leben zu krallen, sich festzuhalten, sondern er starb. Als schrecklich habe ich empfunden, wie er begraben wurde. Ich hätte ihn gern noch länger um mich gehabt.

Ich sehe hinter dem Ausstellen eines Toten im Museum einfach nichts anderes, als den distanzierten Schauer vor einer Leiche zu erzeugen. Unbeteiligt wie nach einem schweren Unfall auf der anderen Seite der Autobahn.

Also ich traue dem Museum und den Menschen mehr zu. Wieso sollen Künstler nicht in der Lage sein, Räume fürs Sterben zu bauen? Wieso kann man das Sterben nicht aus der Tabuzone reißen und die Hoffnung schöpfen, dass man es auch so feiern kann wie die Geburt eines Kindes? Sie gehen jetzt immer vom herkömmlichen Museum aus. Aber in der zeitgenössischen Kunst sind doch noch ganz andere Dinge vorstellbar. Und ich habe doch in verschiedenen Aus-

„Das Sterben und der Tod gehören wie die Frau, die in der Küche steht und Geschirr spült, zu unserem Leben.“

stellungen auch schon gezeigt, wie Museen oder auch private Räume umgewandelt werden können, wie unterschiedlich man Museumsräume gestalten kann. Wie das „Schlafzimmer Rheydt“ (1986), die „Liebeslaube Rheydt“ (1995–96) oder die „Kathedrale Bern“ (1996).

**Sie halten die Option mit dem frisch Verstorbenen also offen für den Fall, dass Ihr Proband zwar zurückgezogen sterben, dann aber im Museum be-
sichtigt werden möchte?**

Das Museum ist doch ein Schutzraum, es ist ein Raum, der aufgeladen ist mit Sensibilität, mit den schönsten Dingen, die ei-

nen eigentlich umgeben können, und mit dem Leben. Und zum Leben gehört für mich der Tod. Ich kann nur sagen, dass ich als Bildhauer Räume baue. Diese Räume sind die unterschiedlichsten Räume. Und jetzt habe ich einen Raum gebaut für einen Toten beziehungsweise für einen Sterbenden. Darüber habe ich gesprochen, und ich stehe auch zu dem, was ich gesagt habe. Wieso lassen wir den Sterbenden nicht selbst entscheiden? Wieso kann der Sterbende nicht selbst sagen, wie er in welchem Raum in welchem Zusammenhang sterben möchte? Man sollte, wenn die Zeit gekommen ist, die betroffene Person zu Wort kommen lassen. Ich würde mich komplett zurücknehmen. Die Person wird uns zeigen, wie man stirbt.

Gregor Schneider ist 2008 in zahlreichen Ausstellungen vertreten. Ende August eröffnet der von ihm entworfene, spektakuläre Erweiterungsbau des Museums Abteiberg in Mönchengladbach: Die Besucher gelangen durch einen Tunnel in völliger Dunkelheit ins Museum, wo dann einzelne Räume aus dem „Haus ur“ zu sehen sind.